

JOSEPH-BREITBACH-PREIS 2018

Franz Haas • Laudatio  
*Der stille Anverwandlungskünstler*

Arno Geiger • Dankrede  
*Unwiderlegbar ist die Gestalt*



AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DER LITERATUR | MAINZ  
STIFTUNG JOSEPH BREITBACH

Herausgegeben von  
der Akademie der Wissenschaften und der Literatur | Mainz  
und der Stiftung Joseph Breitbach

Mit freundlicher Unterstützung des  
Kulturamtes der Stadt Koblenz  
und der Sparkasse Koblenz

DIE STIFTUNG JOSEPH BREITBACH  
UND  
DIE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND  
DER LITERATUR | MAINZ

verleihen

Arno Geiger  
den Joseph-Breitbach-Preis des Jahres 2018

für ihr literarisches Gesamtwerk.

In seinem jüngsten Buch ›Unter der Drachenwand‹ begegnen sich 1944 am Mondsee als Treibgut des Weltkriegs ein in Russland verwundeter Soldat, eine Wiener Lehrerin mit ihren ins Salzkammergut verschickten Mädchen sowie eine dem Untergang von Darmstadt entgangene junge Mutter mit ihrem Baby und verharren in einer Art Zeitstillstand vor dem Untergang der Welt. Ganz auf den Augenblick und seine Erfordernisse konzentriert, könnte es dem Einzelnen wie seiner Umgebung gelingen, in der Katastrophe den jeweils nächsten Moment zu überleben.

Arno Geigers Meisterschaft der Anverwandlung – bewährt schon bei der Rückgewinnung einer ganzen Epoche in ›Es geht uns gut‹ und in der Reflexion des eigenen Bewusstseins an das fremdgewordene in ›Der alte König in seinem Exil‹ – hat in dieser seismographischen Nachzeichnung der letzten Phase des Dritten Reichs und dessen Selbstzerstörung einen neuen Höhepunkt erreicht.

Koblenz, den 28. September 2018

Dr. Peter Ritter

PRÄSIDENT DER STIFTUNG  
JOSEPH BREITBACH

Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl

PRÄSIDENT DER AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN  
UND DER LITERATUR | MAINZ

Programm der Preisverleihung am 28. September 2018  
im Theater der Stadt Koblenz

*Begrüßung*

*David Langner*

*Oberbürgermeister der Stadt Koblenz*

*Grußworte*

*Staatssekretärin Heike Raab*

*Bevollmächtigte des Landes Rheinland-Pfalz beim Bund  
und für Europa, für Medien und Digitales*

*Prof. Dr.-Ing. Reiner Anderl*

*Präsident der Akademie der Wissenschaften  
und der Literatur / Mainz*

*Laudatio*

*Prof. Dr. Franz Haas*

*Verleihung des Joseph-Breitbach-Preises an  
Arno Geiger*

*Dankrede der Preisträgerin*

*Musikalische Begleitung:*

*Duo CLAVICELLO*

*Frederik Jäckel (Cello)*

*Rafael Klepsch (Klavier)*

Franz Haas  
*Der stille Anverwandlungskünstler*  
Laudatio auf Arno Geiger

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Arno Geiger, werte Jury – und, wie es bei Kafka heißt, »Hohe Herren von der Akademie!« – Meine Aufgabe hier ist es zu loben, was mir nicht schwerfiel, wüsste ich nur, wo zu beginnen sei. Für diese Lobrede habe ich mich nicht nur auf ein beträchtliches literarisches Werk gestützt, sondern auch auf zahlreiche Interviews, Selbstaussagen des Autors und Gespräche mit ihm. In einem Interview sagt Arno Geiger über den Beifall, den er erhält: »Ich nehme das Lob hin und versuche, meine Arbeit mit den Augen des Lobenden zu sehen.« – Hier sind wir schon mitten in der Lebenshaltung und in der großen Kunst unseres Preisträgers: etwas mit den Augen anderer Personen zu sehen, es sich zu eigen machen und zu beschreiben, als würde er in ihrer Haut stecken.

Lieber Arno, Du wirst also nun einiges Lob »hinnehmen« müssen. Und Sie, meine Damen und Herren, mögen mir verzeihen, wenn ich dabei ein wenig persönlich werde, denn ich kenne Arno Geiger seit mehr als zwei Jahrzehnten, verfolge seine Arbeiten mit Zittern und Zuspruch, weshalb seine Auszeichnung mit dem Joseph-Breitbach-Preis auch mich in freudige Aufregung brachte.

Die Jury hat ihre Wahl begründet mit »Arno Geigers Meisterschaft der Anverwandlung«, und explizit genannt werden drei seiner Werke: der erste Erfolgsroman »Es geht uns gut«, die Vaterbiografie »Der alte König in seinem Exil« und besonders der kriegsversehrte Liebesroman »Unter der Drachenwand«. Wieder möchte ich mit Kafka ausrufen, »Diese Wahl ist sehr begrüßenswert!« (Das war der erste Satz der einzigen Laudatio in Kafkas Leben, zur Beförderung eines Arbeitskollegen.) Warum diese Preisverleihung an Arno Geiger so begrüßenswert ist, das möchte ich im Folgenden darlegen, ausgehend von dem trefflichen Jury-Urteil über seine Kunst der »Anverwandlung«.

Der Duden definiert »anverwandeln« mit »sich zu eigen machen« und gibt als Synonyme an »aufnehmen, adoptieren, verinnerlichen«. Genau das macht Arno Geiger mit seinen literarischen Charakteren, er steht nicht über sondern neben ihnen. Er sagt, er wolle »die Figuren nicht vorführen, als wären sie meine Patienten«. Von Buch zu Buch gelingt ihm dieses Sich-Einleben in eine fremde Menschenhaut immer wieder. Besonders verblüffend ist dies bei den weiblichen Figuren seines Werkes – und das sagen nicht nur Leserinnen. Von Jahr zu Jahr arbeitet er auch an seinem Stil, mit stiller Beharrlichkeit und Kunstverstand, um (auch das ist eine Selbstaussage) »entspannt in einer schlichten und doch eleganten Alltagssprache zu schreiben«. Und er befolgt damit (zumindest scheinbar) die Weisung des Sprichworts »Lerne die Zauberei, aber benutze sie nicht«.

In die Haut von Figuren zu schlüpfen und in einer scheinbar leichten Sprache zu schreiben, die »an der Oberfläche durchaus unterhaltsam« ist, darin liegt ein Teil der unsichtbaren Zauberei von Arno Geiger. Da aber selten ein Meister oder ein Zauberer vom Himmel fällt, lohnt es sich, den Weg des Autors in den letzten zwanzig Jahren zu überblicken, und dazu beginnen wir am besten am Beginn: Die sogenannte literarische Bühne betrat er erstmals beim Bachmann-Preis 1996. Ich war in der Jury und habe ihn eingeladen mit der Erzählung »Das Kürbisfeld« (die bis heute nur in einer Zeitschrift publiziert ist), über die Alltagsorgen, Seelen- und Liebesphantasien eines alternden Mädchens. Zugegeben, es war auch mein Flop, ich war damals mit meinem Lob nicht überzeugend genug, ahnte aber doch, dass hier ein hochbegabter Zauberlehrling am Basteln war.

In Klagenfurt hat Arno Geiger keinen der Preise gewonnen, dafür aber etwas viel Wertvolleres, nämlich die Aufmerksamkeit des (hier anwesenden) Hanser-Lektors Wolfgang Matz, der ihn nach der Lesung fragte, ob er »noch mehr von dieser Art auf Lager« habe. »Ja, zwei Romane«, sagte der damals 28-jährige Arno. Die restlichen Folgen dieser Begegnung lassen sich in seiner Publikationsliste ablesen. Wolfgang Matz hat alle seine Bücher betreut, vom ersten, jugendlich ungestümen Roman »Kleine Schule des Karus-

selffahrens« bis zu seinem letzten Meisterwerk ›Unter der Drachewand«. Gelobt sei der beharrliche Lektor, gelobt seien aber auch die Lehrlingsstücke der frühen Jahre, bei denen man dem Anfänger bei seinen Jonglierversuchen mit der Sprache noch richtig zuschauen kann.


Im Erstlingsroman taumelt ein junger Mann durch den Sommer des »unerheblichen Jahres« 1989 und schwärmt vom fernen Revolutionsjahr 1789. Der Springinsfeld schwafelt sympathisch, kriegt im Leben nichts wirklich hin und hat dennoch schon (wie spätere Geiger-Figuren) lebenskluge Geistesblitze, wie den über »das Schweigen der Frauen, das den Männern eine Lehre sein soll«. Es ist ein hoctouriges Erzählen mit Kaskaden von Sprachspielen, das Arno Geiger auch noch in seinem zweiten Roman ›Irrlichterloh« betrieb. Auch hier stolpert ein 20-Jähriger durch ein prekäres Lebensgelände, das zudem vermint ist mit Eifersucht. Doch »ein guter Stolperer fällt nie«, und das gilt auch für den akrobatisch tänzelnden Erzähler.

Dass solche Bücher nicht massenhaft gelesen werden, verwundert nicht, und die Urteile der Kritik waren geteilt in »virtuos« und »manieriert« – Tendenz zu Letzterem. In einer großen deutschen Zeitung hieß es giftig, mit solcher Literatur werde der Autor »keinen Blumentopf gewinnen«. Gewonnen hat Arno Geiger aber damals schon die Einsicht, dass man sich beim Sprachzaubern lieber nicht auf die Finger schauen lässt. Später kommentierte er diese Frühwerke als »Projektionen auf das, was ich nicht war, aber hätte sein wollen« und kritisierte sein Bemühen, die Texte »durch literarische Kunstfertigkeit zu verschleiern«. Lieber Arno, auch das musst Du hinnehmen: Ich unverbesserlicher Bewunderer mag auch diese Frühwerke immer noch.

Eine erste, ernste Wende nach dieser Formverspieltheit kam mit dem dritten Roman ›Schöne Freunde«. Immer noch unterschätzt und in keine Fremdsprache übersetzt, hat dieser schmale Band schon vieles von dem, was jetzt den Autor Arno Geiger auszeichnet: haarfeine Schattierungen beim Inhalt und in der Form. Es ist eine Geschichte vom Verlust einer Kindheit, die zwar »auch nur miserabel« war und trotzdem schmerzhaft fehlt. Der Erzähler ist ein

»Junge« von schlichtem Gemüt, aber ein genauer Beobachter. Unserem (hier und heute) hochgelobten Schriftsteller ist damit schon damals eine beachtliche Kunstfigur gelungen, die des hellwachen Simpels, dessen scharfsinnige Naivität durch stilistisch sachte Eindringlichkeit bezaubert.

Nachträglich kommentierte der Autor von ›Schöne Freunde‹, er habe bei diesem Roman »sprachlich den Gürtel enger geschnallt«. Diese Reduktion des erzählerischen Specks zugunsten der inhaltlichen Raffinesse hat zwar die Kritik zum Großteil überzeugt, nicht aber die Lesermassen. Noch nicht vorbei waren also die Zeiten in der winzigen Hinterhofwohnung in Wien mit Klo am Gang, als Arno Geiger nur deshalb zu Ikea fuhr, weil es »dort die Bleistifte gratis« gab. Und seine soziale Herkunft lehrte ihn auch, »dass mit echtem Scheitern nicht zu spaßen ist«. Also zielte er höher und genauer, auf mehr welthaltige Relevanz, und immer unsichtbarer wurden die Tricks des Sprachmagiers, immer bezaubernder die Schmucklosigkeit der Texte.


Eine erste Konsequenz von diesem Kurswechsel bei Form und Inhalt war dann im Jahr 2005 der Paukenschlag mit dem Roman ›Es geht uns gut‹, samt Deutschem Buchpreis, mit bis dahin nie geträumten Verkaufszahlen und Übersetzungen in rere Sprachen. Erst seitdem ist Arno Geiger ein wirklich »freier Schriftsteller«. Es geht in diesem Roman um mehr als ein halbes Jahrhundert Zeitgeschichte und um eine Menge individueller Einzelgeschichten von drei Generationen einer bürgerlichen Familie in Wien. Und das versteckte Zauberhändchen des Autors erteilt nebenbei eine Lektion über das Erzählen, ohne dass der Leser es sonderlich merkt, oder die Leserin sich geschulmeistert fühlen muss.

Die narrative Ausgangssituation ist nämlich folgende: Die Hauptfigur, ein gar nicht erfolgreicher und nicht mehr ganz junger Schriftsteller (ungefähr so alt wie Arno Geiger zur Zeit der Arbeit am Roman) hat von seinen Großeltern eine Villa geerbt und kommt beim Aufräumen und Renovieren mit der Vergangenheit der Familie und zwangsläufig auch mit politischer Geschichte in Berührung. Dieser in den Tag hinein trödelnde Taugenichts nimmt sich vor, seine Familiengeschichte zu schreiben, aber daraus wird natürlich



nichts. In Wirklichkeit aber halten wir diese Geschichte bereits in den Händen, es ist der Roman ›Es geht uns gut‹, mit dem der Autor seinem Helden aus der Patsche hilft – ein unauffälliger literarischer Spiegeltrick.

In diesem Buch mit dem überrumpelnden Erfolg werden erstmals in einem seiner Werke auch explizit politische Aspekte verhandelt, und man könnte jetzt rhetorisch fragen, »Arno, wie hältst du's mit der Politik?« Vereinfachend möchte ich für ihn antworten: Er hält es mit Joseph Breitbach, dem Schutzgeist hier über uns, dem Schriftsteller, der sich früh zur Kommunistischen Partei bekannte, aber sein Werk freihielt von ideologischem Eifer, es als »moralischen Kompass« verstand und sich auf seine Lebenserfahrung verließ. Arno Geiger nennt es variierend »Straßenerfahrung« und setzt als literarischen Imperativ hinzu, »Immer die Augen offen halten«. Auch damit wäre Kafka einverstanden, in dessen Amerika-Roman der junge Protagonist sagt, er interessiere sich nicht für Politik. »Das ist ein Fehler«, sagt sein Gesprächspartner. »Aber abgesehen davon haben Sie doch Augen und Ohren.«


Das Hören und Sehen sollte Arno Geiger nicht vergehen, auch nicht nach dem ersten Triumph, den Pauken des Deutschen Buchpreises und den Trompeten der Feuilletons. Aber schwer muss das Weiterschreiben doch gewesen sein, immer gemessen zu werden an dem Buch. Tatsächlich dauerte es fünf Jahre, bis ein neuer Roman fertig war – und was für ein Roman, ›Alles über Sally!‹. Damit ist dem Autor etwas gelungen, was auch die folgenden Bücher kennzeichnen wird, nämlich stets etwas Neues zu erfinden, sich nie zu wiederholen. In diesem Fall ist es ein Gesellschaftsbild mit Ehebruch aus der Gegenwart  Speckgürtel von Wien, vor allem aus der Sicht der 52-jährigen Gymnasiallehrerin Sally – wieder ein Meisterstück der Anverwandlung.

›Sally, das bin selbstverständlich ich!‹, sagt Arno Geiger in einem Interview. »Aber ich bin auch Alfred, ihr Ehemann!« Die literarischen Vorläufer Tolstoi, Fontane und vor allem Flaubert grüßen aus der Ferne, aber wegen Untreue müssen Frauen heute nicht mehr Gift nehmen, und in Wien werden sie auch nicht gesteinigt. Diese anthropologische Neuheit habe ihn besonders interessiert,

sagt er, dass Frauen über fünfzig heute durchaus »selbstbewusst, interessant und sexy« sein können. Die Sympathien – wohl nicht nur der Leserinnen – gehören in diesem Roman eher Sally, auch weil sie bei ihrem Liebesabenteuer furchtbar auf die Nase fällt. Aber gegen Ende holt auch ihr Ehemann auf, der Stubenhocker und bedächtiger Tagebuchschreiber (»bedächtig« kommt von »denken«, sagt der Autor), dieser Alfred erobert sich beharrlich seine Frau zurück. Sallys Kompliment für Alfreds Talent, der seine Tagebücher (so lobt sie ihn) »in einer verständlichen, ungeschraubten Sprache« schreibt, ist auch eine poetologische Selbstauskunft des Autors, der seinerseits darauf aus ist, »sich das Schreiben so schwer wie möglich zu machen, ohne dass man es merkt«. – Lieber Arno, Du weißt es wohl, dass Du es damit Deinen Lesern leicht, aber Deinen Übersetzerinnen schwer machst, die bei dieser hintersinnig einfach raffinierten Sprache ganz schön ins Schwitzen kommen. Ich weiß es aus Erfahrung, weil ich bei den fünf wichtigsten Geiger-Büchern ein Nothelfer der italienischen Übersetzerin Giovanna Agabio war. Doch nicht nur Schweiß, auch (metaphorische) Tränen gab's: Jedes Mal, wenn ein Buch zu Ende übersetzt war, litt sie an Trennungsschmerz, vor allem wegen der herzerweichenden Verliererfiguren. Das galt auch für den Vater in »Der alte König in seinem Exil«, diesem schmalen aber monumentalen Ausnahmewerk, obwohl der gar kein Verlierer ist, weil »auch derjenige gewinnen kann, der aufgibt«. Dieses ergreifende Werk über die Demenzkrankheit seines Vaters ist das einzige dezidiert autobiografische von Arno Geiger – und zugleich das mit dem größten, auch internationalen Verkaufserfolg. Darin kann man viel über den Autor selbst erfahren, über die Familienbande, die gescheiterte Ehe der Eltern, die zu beschreiben sei, »als kehrte man kalte Asche zusammen«. Im Mittelpunkt steht der »alte König«, der vom Krieg traumatisierte Vater, der nun, Jahrzehnte später, den »Stempel des Irrsinns« im Gesicht trägt.

Der überwältigende Erfolg dieses Werkes hat wohl mit seiner universellen Gültigkeit zu tun (Alzheimer, eine der Krankheiten unserer Epoche) und mit der Sprache, der bedächtigen Ruhe dieses unaufdringlichen Buches, in dem es auch um letzte Dinge geht, das

selbst einfachsten Menschen zugänglich ist. Auch dazu ein Beispiel aus meiner Erfahrung, ein Gespräch, das mir zu Ohren gekommen ist, zwischen zwei Alt-Bäuerinnen in Niederösterreich. Eine davon ist meine Mutter. Die Andere hatte damals einen schwer an Alzheimer erkrankten Mann und erzählte von einem »so schönen Buch«, das sie über diese Krankheit gelesen habe. »Genau so ist es, genau so! Der Name des Autors wird dir nichts sagen, Arno Geiger heißt der.« – »Doch«, sagte meine Mutter, »dieses wunderbare Buch habe ich gelesen und auch noch andere von ihm. Und diesen Arno und seine nette Frau, die habe ich sogar hier in meiner Stube bewirtet!«

 h über den vorletzten Roman ›Selbstporträt mit Flusspferd‹, auch das ein erzählerisches Mirakel aus Leichtigkeit und Tiefsinn, über die Verlorenheit eines Studenten in Wien und in einer beschädigten Welt, wäre noch vieles zu sagen. Aber um mit dieser Lobrede zu einem Ende zu kommen, soll noch wenig über den letzten Erzählstreich, den Roman ›Unter der Drachenwand‹, gesagt sein. Mehr als zehn Jahre hat Arno Geiger mit Unterbrechungen daran gearbeitet (und es winkte kurz sogar diesmal wieder der Deutsche Buchpreis). Der Auslöser für dieses Buch war ein Zufallsfund auf dem Flohmarkt, ein Konvolut von Briefen zwischen Eltern, Kindern und Behörden, zwischen Wien und einem nationalsozialistischen Verschickungslager. Darin gab es solche Zaubernamen wie Mondsee und Schwarzindien und Drachenwand – topografische Geschenke des Himmels oder der Volksweisheit. Und auf diesem Boden zimmerte Arno Geiger »ein erfundenes Haus mit echten Türen und Fenstern«, einen Liebesroman im Teufelsloch des Krieges. Ein junger Soldat aus Wien will nach seiner Verwundung nicht mehr an die Front, verliebt sich während der Genesung in Mondsee in eine »Reichsdeutsche«. Die bekommt von ihrer Mutter holprige Briefe aus der zerbombten Heimat. Eines der verschickten Mädchen ist verschwunden, und ihr verzweifelter Freund bittet beim Schicksal um Glück. Ein Jude ist mit seiner Familie zu spät geflüchtet, und sie enden ebenso wie sechs Millionen. – Es ist ein polyphones, vielschichtiges Sprachkunstwerk, in dem der Autor sich die Figuren zu eigen macht, sie adoptiert, verinnerlicht, sie nach ihrer

Fasson reden oder schreiben lässt. Nie steht er als »Richter« über, sondern als »Stellvertreter« neben ihnen. Selbst die gehässigen Nazis bekommen eine halbwegs menschliche Stimme, denn über allem schwebt die Frage des Autors: »Wie hätte ich mich damals verhalten?«

Nachdem ich das Typoskript gelesen hatte, rief ich Arno Geiger an und sagte, ich sei noch zu erschlagen von der Lektüre, um mich zu äußern, aber sicher sei das sein bestes Werk, er habe damit alles Bisherige übertroffen. Er antwortete wie immer schlicht und überzeugend: »Tja, so soll es ja auch sein!« Und ich frage Dich jetzt, lieber Arno, Dir gratulierend zu diesem großen Preis, wo soll denn das noch hinführen, wenn das so weiter gehen wird, wie es sein soll?« – Und Ihnen, meine Damen und Herren, sage ich dankend für Ihre Aufmerksamkeit: Machen Sie sich noch auf etwas gefasst!



Arno Geiger  
*Unwiderlegbar ist die Gestalt*  
Dankrede

In der Nacht vom 6. auf den 7. November des Jahres 1944, als die Innenstadt von Koblenz zerstört wurde, blieb das Haus, in dem wir uns hier befinden, als eins von wenigen verschont, denn die beiden Hausmeister des Theaters lotsten eine auf dem Clemensplatz stationierte Brandwehr mit einem erfundenen Befehl zum Theater, sie behaupteten, der Gauleiter habe verfügt, zuerst müsse das Theater gelöscht werden, erst anschließend das Regierungsgebäude.

Wer Hausmeister in einem Theater ist, hat von Berufs wegen eine gewisse Bühnenerfahrung. Aber vor allem besaßen die beiden Männer, wie mir scheint, ein gutes Gespür für die richtigen Passwörter auf der Straße. Streetwise sagt man im Englischen, straßengewieft. Wäre ja gelacht, wird sich der eine Hausmeister gedacht haben. Und der andere: Warum eigentlich nicht!

Joseph Breitbach, der großen Wert auf lebensnahe Kompetenzen legte, sagte in einem Interview: »Ein Schriftsteller ohne Lebenserfahrung ist wie ein Liebhaber ohne Geliebte.«

Am Morgen nach der Brandnacht stützen Ruinen den niedrigen Himmel. Mauerstorzen, teils noch sich anlehnend an die jahrhundertalte Gewohnheit des Stehens ... bei der nächsten Erschütterung werden sie umfallen. Einem Haus in der Löhrrstraße, gleich neben dem Kaufhof, fehlt die Fassade, oben im ersten Stock klammert sich ein schmales Bücherregal an die Wand, dort hängen zwei Ölgemälde ... Landschaften ... das eine Bild zeigt eine Montgolfiere über Ehrenbreitstein.

Es heißt, ein Romanautor erhebt sich aus den Ruinen seiner Jugend. 1974, vierundvierzig Jahre ist das her, schon wieder die Zahl vierundvierzig. Der Schauplatz: Wolfurt, der Ort, an dem ich anfing, das Leben zu erlernen, wo mir meine Eltern das Gehen beibrachten, wo mir meine Mutter und die älteren Geschwister das Schreiben meines Namens beibrachten. Dort gab es jährlich ein Vereinsfest: Fußballturnier und Schießbewerb für die Ortsvereine, Trittrrollerrennen für die Kinder. Und ebenfalls für die Kinder ein

Gewinnspiel. Jedes Kind bekam einen mit Gas gefüllten Luftballon und eine Namenskarte. Wessen Namenskarte, vom Luftballon getragen, am weitesten von Wolfurt entfernt aufgegriffen und zurückgeschickt wurde, dem winkte ein Fahrrad.

Ich sah meinen Luftballon schon in Afrika über Büffelherden fliegen, ein Löwe setzt zum Sprung an. Aber nachdem ich die mit meinem Namen versehene Karte an den Luftballon gebunden hatte, war der Luftballon zu schwer, er wusste nicht, ob er sinken sollte, fliegen aber wollte er auf gar keinen Fall. Was tun, wenn man sechs Jahre alt ist und einen Luftballon hat, der nicht fliegt? Es braucht einen starken Absud aus Seneca und den Stoikern. Ich montierte die mit meinem Namen versehene Adresskarte von dem Luftballon ab und entließ den Luftballon ohne Namenskarte in die Höhe. In diesem Moment kam meine Mutter angerannt, fassungslos, dass ihr sechsjähriger Sohn seinen Luftballon ohne Namenskarte in den Bewerb schickte. Sie machte mich auf die Folgen meines Tuns aufmerksam, die da waren: dass mein namenloser Luftballon nichts gewinnen werde. Ich versuchte ihr zu erläutern, dass der Luftballon mit Namenskarte nicht geflogen wäre. Sie schaute mich trotzdem an wie einen, der grad Letzter geworden war.

Ich glaube, ich wusste schon damals, dass manchmal nur gewinnen kann, wer das Spiel rechtzeitig aufgibt. Für »Unter der Drachenwand«, das sich teils in Schwarzindien zuträgt, Schwarzindien am Mondsee im Salzkammergut, habe ich mich mit indischen Sprichwörtern vertraut gemacht, eines lautet: Was unerreichbar ist, vergiss sofort.

Mein Luftballon gewann rasch an Höhe, er überholte namenlos die anderen Luftballons. Und während die anderen Luftballons rasch nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren, erkannte ich meinen Luftballon an der fehlenden Namenskarte. Er stieg in den Himmel, ohne an dem Wettlauf teilzunehmen, er flog um seiner selbst willen, um der Schönheit willen und steht noch heute im Abendhimmel über Wolfurt als Chiffre für mein Leben.

Praktischer Philosoph, der ich, wie Sie sehen, schon in frühen Jahren war, hatte ich leider von dieser Eigenheit zunächst fast nur Nachteile. In der Schule zum Beispiel hörte ich meistens nicht zu,

weil mich bloße Informationen nicht interessierten, so ist es bis heute geblieben.

Was macht man mit einem Schüler, der eine Aversion gegen Informationen hat? Man lässt ihn sitzen. Das vollzog sich ganz unspektakulär, da war ich dreizehn. Weder hatte ich die Schule geschwänzt noch war ich einer, der den Unterricht stört, ich hatte lediglich während jeder Schulstunde auf die Pausenklingel gewartet. Auf Nadeln gesessen und sitzen geblieben. Ein Sitzenbleiber also.

Als mir der Klassenvorstand mitteilte, dass ich nicht aufsteigen könne, lächelte ich verschämt. Das Leben ist schon peinlich genug. Das allertröstloseste Jahr stand mir bevor, ich hatte keinerlei Ansehen mehr bei irgendwem, sitzen geblieben, das sagte alles. Und ich saß dann auch dieses Jahr ab, und saß weitere Jahre ab, stieg mit Müh und Not auf, jedes Aufsteigen war eine Plage. Ich befürchte, das Absteigen wird auch ziemlich mühsam sein.

Ein einziges Mal ging ich auf Besuch in meine alte Klasse. Die ehemaligen Schulkollegen konnten nichts mit mir anfangen und ich nichts mit ihnen, es war, als befänden wir uns in unterschiedlichen Luftschichten. Der Sitzenbleiber saß, und die Aufgestiegenen stiegen.

Barbara erzählt, ihr erster Freund habe sie fünf Tage vor der schriftlichen Matura sitzen gelassen. In Deutsch kam das Thema: »Was wirklich wichtig ist im Leben?« Barbara schrieb und schrieb und schrieb unter dem Eindruck der Trennung, unter dem Eindruck des Verlassenwerdens, in tiefer Trauer, sie fand, sie wisse jetzt wirklich, was im Leben wichtig ist. Sie bekam ein Nichtgenügend auf ihre Arbeit. Ein Nichtgenügend als Draufgabe, dass sie sitzen gelassen worden war, der Zuschlag. Innerhalb von einer Woche um zwei Erfahrungen, wie sagt man, reicher geworden.

Reicher geworden, verehrte Damen und Herren? Das Reicherwerden an Erfahrung ist nicht so leicht, wie es sich anhört. Nur weil ich verlassen worden bin, bin ich nicht automatisch kompetent für Lebensfragen. Erfahrungen müssen reflektiert und verarbeitet werden. Oft fehlt das Innehalten, das nötig ist, um Erfahrung umzuwandeln in Lebenserfahrung. Dann bin ich vier Mal geschieden



und vier Mal abgebrannt und vier Mal in Konkurs gegangen und auf dem besten Weg, es ein fünftes Mal zu tun, und wundere mich auch beim fünften Mal, wo ich da wieder gelandet bin. Frei nach Immanuel Kant: Erfahrung ohne Vernunft ist blind, Vernunft ohne Erfahrung leer.

Umgekehrt ist es nicht so, dass ich zwingend eine Nahtoderfahrung gemacht und alle bekannten Drogen ausprobiert haben und viermal geschieden sein muss, um mich halbwegs trittsicher in der Welt zu bewegen. Es ist noch nicht einmal so, dass ich im Krieg gelebt haben muss, um auf eine Art darüber schreiben zu können, dass es sich anfühlt, als sei ich noch immer dort. Der Krieg als Raum, in dem Leben stattfindet - die dunklen Schächte des Krieges, die immer feucht und kalt sind, wie Veit Kolbe es ausdrückt -, dieser Raum ist ableitbar aus gemachten Erfahrungen und aus einer grundsätzlichen menschlichen Mathematik. Wobei Mathematik jetzt ziemlich schulmäßig klingt. Zum Glück enthält die menschliche Mathematik eine gute Portion Willkür und Unvernunft, also ganz mein Metier.

»Ein Schriftsteller ohne Lebenserfahrung ist wie ein Liebhaber ohne Geliebte.«

Ich glaube, letztlich war es die Verbindung aus Leben und Schreiben, was mir auf die Beine half. Von Rosa Luxemburg stammt der Satz: »mitten im Kampf lernen wir, wie wir kämpfen müssen.« - Mitten im Schreiben lerne ich, wie ich schreiben muss. Mitten im Schreiben lerne ich, wie ich leben muss. Im Schreiben vollzieht sich bei mir das vorhin erwähnte Innehalten, in dem Erfahrung sich zur Einsicht vertieft.

Es gibt einen zweiten Satz von Joseph Breitbach, der mir wichtig ist. In seinem Essay über Jean Schlumberger schreibt er, Schlumberger habe nie Maximen erstellt, oberste Lebensregeln. Schlumberger sei zu besonnen und wisse, dass man nahezu jede Maxime widerlegen könne. Breitbach jetzt wörtlich: »Was man aber nicht widerlegen kann, das ist die Gestalt.«

Um es an einem Beispiel zu erläutern: Der erste Satz des Romans

›Anna Karenina‹ ist anfechtbar: »Alle glücklichen Familien gleichen einander, jede unglückliche Familie ist auf ihre eigene Art unglücklich.« Stimmt das wirklich? Kennt nicht auch das Glück mehr Schattierungen, als Tolstois Satz ihm zubilligt? Ich sage: Ja, viel, viel mehr! - Anna Karenina jedoch, die Person, ist nicht anfechtbar, man kann mit ihr reden, kann sich in sie verlieben, kann sie verachten. Aber widerlegen kann man sie nicht.

Das trifft im Kern Joseph Breitbachs Poetologie, und es trifft auch den Kern meiner eigenen. Erzählen hat nicht Ergebnisse zum Gegenstand, sondern Ereignisse. Ich schreibe nicht über Zustände, sondern über Vorgänge, innere und äußere, darauf vertrauend, dass das Erzählen ein besseres Verständnis dieser Vorgänge ermöglicht. »Never trust the artist; trust the tale!«, schreibt D. H. Lawrence. Vertraue niemals dem Künstler, vertraue der Erzählung.

›Willkommen, Grauer‹, sagt in ›Unter der Drachenwand‹ Veit Kolbe zu sich selbst, als er in Mondsee am Mondsee eintrifft. Grau ist die Farbe seiner Uniform. Aber grau ist auch die Person, nicht schwarz und nicht weiß, ein gemischter Charakter. Grau ist das Zwielflicht, der Übergang. Meine Figuren befinden sich im Übergang. So ganz wird es bei ihnen nie Tag. Und so ganz wird es bei ihnen nie Nacht.

Veit Kolbe lebt das fünfte, bald sechste Jahr im Krieg, er ist vierundzwanzig Jahre alt, sein ganzes bisheriges Erwachsenenleben hat er in Uniform verbracht. Das Prinzip der Freiwilligkeit galt nicht in der Wehrmacht, Veit Kolbe hätte lieber studiert. Trotzdem wird er sich zum Ende des Romans eingestehen, dass man nicht sechs Jahre im Krieg gelebt haben kann, ohne sich schuldig zu machen. Obwohl er kein Interesse am Krieg hatte, der böse Traum, wie Julien Green den Krieg in einem Brief an Joseph Breitbach nennt, kann Veit Kolbe sich dem Krieg nicht entziehen. Der Krieg wird zu einem Teil der Person und die Person zu einem Teil des Krieges. Das betraf viele, nur haben die wenigsten es sich eingestanden. Ein Erfahrungswert.

Veit Kolbe ist lernfähig, wenn auch mit einem bitteren Unterton: »Ja, schade, dass das, was hinter mir liegt, nicht geändert werden

kann. Was ich in den vergangenen sechs Jahren begriffen habe, ist, dass die Weisheit hinter mir her geht und selten voraus. Am Abend kommt sie und sitzt mit am Tisch als unnützer Esser.«

Wer über Grautöne schreibt, setzt sich zwischen die Stühle. Wer sich zwischen die Stühle setzt, landet im Unbequemen. Wo's am unbequemsten ist, da hat die Kunst ihren Platz.

Joseph Breitbach schreibt, die meisten Autoren übersehen das Böse, das sie bloßstellen und anklagen, gerade dort, wo sie es zuerst entdecken könnten, in sich selbst.

Wo wäre ich im Krieg gestanden? Das werden sich viele von uns schon einmal gefragt haben. Ich bin nicht eingebildet genug, um davon überzeugt zu sein, dass ich mit beiden Füßen auf der richtigen Seite gestanden wäre. Als ich vor Jahren bei einer Demonstration einen Schriftstellerkollegen von seinem Rednerpult rufen hörte, »Wer jetzt nicht auf unserer Seite steht, bei dem weiß man, wo er vor siebzig Jahren gestanden wäre!«, habe ich mir gedacht, er ist so von sich überzeugt, dass er vor siebzig Jahren womöglich auf der falschen Seite gestanden wäre.

Ich glaube, es beschützt einen, wenn man auf der Hut ist. Überzeugtheit behindert das Denken. Warum noch nachdenken, wenn ich schon überzeugt bin. Deshalb mag ich keine Hundertprozentigen, egal wo sie stehen. Alles Totale ist mir verdächtig. Und so sind meine Figuren keine Hundertprozentigen, sondern Graue, Ausdruck davon, dass auch ich mir nicht sicher bin.

Bloß nicht sitzen bleiben, auch beim Schreiben, auch beim Gestalten von Charakteren. Wer zu lange sitzen bleibt, setzt sich fest, und wer sich festsetzt, wird versessen. Wer von seiner Versessenheit nicht loskommt, wird zum Besessenen. Die Beharrlichkeit der Wörter ist erstaunlich. Extremisten sind besessen, sie kennen nur Schwarz und Weiß, sie weigern sich, die Welt aus einer andern Perspektive zu betrachten als der eigenen. Deshalb meine Vorliebe für Vielstimmigkeit in Romanen. Deshalb meine Vorliebe für gemischte Charaktere.

Kunst ist nicht rechts oder links auf eine ganz grundsätzliche Art, sie schlägt sich nicht auf eine Seite, sie setzt sich zwischen die

Stühle. Kunst ist nicht objektiv, aber in der Tiefe des Erzählten, in der Tiefe der Gestalt, stößt Literatur, wenn sie großartig ist, auf grundsätzlich Menschliches. Und im grundsätzlich Menschlichen hat Literatur Anteil am Objektiven. Aber das Objektive ist nicht ihr oberster Anspruch, ihr oberster Anspruch ist das Individuelle. Und dem Individuum haftet ein gewisser Vernunftmangel an, den kann man nicht beheben, denn er ist angeboren. Dieser angeborene Vernunftmangel ist mein Metier, den halte ich mir beim Schreiben immer vor Augen.

Und eins noch, verehrte Damen und Herren: Wie mir jede Schwarzweißmalerei nicht behagt, habe ich Vorbehalte gegen das sogenannte Perfekte. Ich empfinde einen physischen Widerwillen, wenn ich das Wort perfekt in Zusammenhang mit Kunstwerken höre. Ich stelle mir vor, dass diejenigen, die sich zum Perfekten hingezogen fühlen, das Leben hassen oder Angst vor ihm haben. Denn alles, was perfekt ist, lebt nicht, ist Ergebnis statt Ereignis, ist Zustand statt Vorgang. Perfection has no children, heißt es im Englischen. Perfektion hat keine Kinder. Denn das Perfekte ist Endpunkt, ist abgeschlossen, und das Abgeschlossene steht dem Lebendigen entgegen. Alles Lebendige ist in Bewegung, pulsiert, ist mit Schwächen versehen. »Ich tauge etwas durch das, was mir fehlt«, schreibt Paul Valéry. Meine Figuren taugen etwas durch das, was ihnen fehlt. Dadurch, dass ihnen etwas fehlt, sind sie unwiderlegbar.

Das größte Lob für ein Kunstwerk: Lebendig!

Wir leben in einer Gesellschaft, die sich im Umgang mit Mängeln schwertut und nach Vollkommenheit strebt. Aber in einer Gesellschaft, die nach Vollkommenheit strebt, sucht man ständig nach Schuldigen, weil die Vollkommenheit sich nicht einstellen will. Angebliche Vollkommenheit - Perfektion - ist in meinen Augen Kitsch, eine künstlich geordnete Welt. Wir finden sie in Liebesromanen, in denen man sofort weiß, mit wem man es zu tun hat, und in Romanen über das Dritte Reich, in denen man sofort weiß, mit wem man es zu tun hat, Schafe und Böcke aufs Strengste geschieden, zum tausendsten Mal über allem die eine und einzige Frage:

Was habe ich mit den Tätern zu tun? Natürlich nichts! Abbild einer künstlichen Ordnung, die es vorzieht, den Menschen in seiner Vielschichtigkeit zu übersehen.

Das Gefährliche an einer von Kitsch geprägten Weltsicht ist in meinen Augen, dass ein tieferes Verständnis für das Leben abhandenkommt. Und wo ein tieferes Verständnis für das Leben abhandenkommt, sind Menschen für das Unerwartete nicht mehr gerüstet und können Unzulänglichkeiten immer weniger akzeptieren. Populisten, die mit geordneten Weltbildern hausieren, machen sich das zunutze.

Kunst bewahrt den Menschen nicht vor dem Chaos, sondern vor der Ordnung. Kunst bewahrt das Individuum vor dem eindimensionalen Blick. Einzigartig ist der Mensch nicht auf einfache, sondern auf komplizierte Art. Wie schon gesagt, alles, was lebt, ist in Bewegung, ist veränderlich, kann nicht festgelegt werden. Meine Bücher versuchen, den Menschen in seiner Vielgestalt und Widersprüchlichkeit sichtbar zu machen.

Veit Kolbe notiert in ›Unter der Drachenwand‹: »Und dann streifte mein Blick über das Gewächshaus, in dem vom Unterlauf der Donau geflohene Frauen und Männer die Arbeit des Brasilianers verrichteten. Ich empfand die Anwesenheit dieser Fremden als irritierend. Gleichzeitig boten auch sie sich als Möglichkeit an, meinen Blick zu erweitern und dann bestätigt zu finden, dass es nichts Absolutes gibt, nichts Totales, Herkunft, Rasse, gesellschaftliche Stellung, Überzeugung. Es lag nur an mir, hinüberzugehen.«

Das Schreiben eines Romans ist immer ein Hinübergehen. Ausgangspunkt jedes Schreibbeginns ist bei mir Neugier, der Impuls: Ich verstehe es gerne besser, ich muss hinübergehen. Wüsste ich viel oder sogar sehr viel, dann ließe ich das Schreiben vielleicht. Zum Glück - werden Sie hoffentlich sagen - weiß er wenig und schreibt weiter.

Die meisten Rätsel des Lebens bleiben ungelöst. Aber es ist vielleicht ganz gut, die Rätsel sichtbar zu machen.

Vor vierundvierzig Jahren flog mein namenloser Luftballon davon, über meinen Kopf hinweg, über den Kopf meiner Mutter hinweg,

über das Dorf hinweg, um nie wiederzukehren. Das Fahrrad hat jemand anderer gewonnen, würde mich interessieren, wer. Heute hängt die Namenskarte meinen Büchern an, und ich bekomme hier in Koblenz einen großartigen Preis, den Joseph-Breitbach-Preis. Ich bin sehr glücklich, ihn entgegennehmen zu dürfen.

Ich bedanke mich vielmals für die hohe Ehre, verehrte Damen und Herren von der Joseph-Breitbach-Stiftung, verehrte Damen und Herren von der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, verehrte Jury, verehrte Damen und Herren hier in diesem Haus, das zwei Hausmeister durch ihre Straßengewieftheit vor dem Abbrennen bewahrt haben. Danke für den Preis, danke für die Erfahrung.

## Die bisherigen Preisträger und ihre Laudatoren

1998

Hans Boesch  
*Laudatio* Elsbeth Pulver  
Friedhelm Kemp  
*Laudatio* Hendrik Birus  
Brigitte Kronauer  
*Laudatio* Jürgen Dormagen

1999

Reinhard Jirgl  
*Laudatio* Helmut Böttiger  
Wolf Lepenies  
*Laudatio* Iso Carmatin  
Rainer Malkowski  
*Laudatio* Peter Horst Neumann

2000

Ilse Aichinger  
*Laudatio* Ruth Klüger  
W.G. Sebald  
*Laudatio* Andrea Köhler  
Markus Werner  
*Laudatio* Helmut Böttiger

2001

Thomas Hürlimann  
*Laudatio* Sebastian Kleinschmidt  
Ingo Schulze  
*Laudatio* Boris Groys  
Dieter Wellershoff  
*Laudatio* Werner Jung

2002

Elazar Benyoëtz  
*Laudatio* Harald Fricke  
Erika Burkart  
*Laudatio* Jürgen EGYPTIEN  
Robert Menasse  
*Laudatio* Michael Rutschky

2003

Christoph Meckel  
*Laudatio* Waldemar Weber  
Herta Müller  
*Laudatio* Andrea Köhler  
Harald Weinrich  
*Laudatio* Hans T. Siepe

2004

Raoul Schrott  
*Laudatio* Michael Krüger

2005

Georges-Arthur Goldschmidt  
*Laudatio* Thomas Steinfeld

2006  
Wulf Kirsten  
*Laudatio* Peter Hamm

2007  
Friedrich Christian Delius  
*Laudatio* Heinrich Detering

2008  
Marcel Beyer  
*Laudatio* Hubert Spiegel

2009  
Ursula Krechel  
*Laudatio* Jochen Jung

2010  
Michael Krüger  
*Laudatio* Friedmar Apel

2011  
Hans Joachim Schädlich  
*Laudatio* Ruth Klüger

2012  
Kurt Flasch  
*Laudatio* Ralph Dutli

2013  
Jenny Erpenbeck  
*Laudatio* Andreas Platthaus

2014  
Navid Kermani  
*Laudatio* Martin Mosebach

2015  
Thomas Lehr  
*Laudatio* Sigrid Löffler

2016  
Reiner Stach  
*Laudatio* Paul Ingendaay

2017  
Dea Loher  
*Laudatio* Katja Lange-Müller



## Mitglieder der Jury

**Andrea Köhler**, nach dem Studium der Germanistik und Philosophie begann sie 1984 als freie Journalistin mit dem Schwerpunkt Literaturkritik. Von 1991 bis 1994 Kulturkorrespondentin in Paris. Von 1995 bis 2017 Feuilletonredakteurin der ›Neuen Zürcher Zeitung‹, dort für die deutschsprachige Literatur zuständig; sie lebte als Kulturkorrespondentin für die ›Neue Zürcher Zeitung‹ in New York, seit 2018 in Berlin. 2000 Max Kade Critic in Residence an der Washington University St. Louis. 2003 Erste Preisträgerin des ›Berliner Preises für Literaturkritik‹.

**Dr. Ursula Krechel**, studierte Germanistik, Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte. Lehrtätigkeit an verschiedenen Universitäten. Erste Lyrikveröffentlichungen 1977, danach erschienen Gedichtbände, Prosa, Hörspiele und Essays. 2009 erhielt Ursula Krechel den Joseph-Breitbach-Preis, 2012 wurde sie für ihren Roman ›Landgericht‹ mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet. Sie ist Mitglied des PEN-Zentrums Deutschland, der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur (seit 2015 Vizepräsidentin).

**Wolfgang Mettmann** hat von 1970 bis 1980 für Joseph Breitbach gearbeitet und verwaltet den literarischen Nachlass. Arbeitet freiberuflich als Korrektor für Unternehmen, Verlage und als Schlussredakteur. Mitglied des Stiftungsrates. Herausgeber der Werkausgabe von Joseph Breitbach (zusammen mit Alexandra von Plettenberg-Serban).

**Prof. Dr. Norbert Miller**, von 1972 bis 2005 ordentlicher Professor für Deutsche Philologie, Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Technischen Universität Berlin. Mitglied in mehreren Akademien, u.a. der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Darmstadt sowie des PEN.

**Andreas Nentwich**, studierte Germanistik und Kunstgeschichte in Regensburg und Gießen. Verlagstätigkeit in Stuttgart, dann freier Publizist für ›Zeit‹, ›Neue Zürcher Zeitung‹ und ›Süddeutsche Zeitung‹. 1999 Alfred Kerr-Preis für Literaturkritik. 2004-2008 Redakteur der Kulturzeitschrift ›du‹, seither der Wochenzeitschrift ›Sonntag‹ sowie Kritiker und Autor. Lebt in Zürich.

**Dr. Alexandra Gräfin von Plettenberg-Serban**, Studium der Geschichte und Germanistik in München. Zwischen 1977 und 1980 Freundschaft mit Joseph Breitbach und »ständiger Gast« in seinem Haus. Ab 1985 dramaturgische Tätigkeit für deutsche Opernproduktionen in London, Genf und Wien. Lehrtätigkeit an der Columbia University, New York. Freie Übersetzerin aus dem Französischen ins Englische und Deutsche. Herausgeberin der Werkausgabe von Joseph Breitbach (zusammen mit Wolfgang Mettmann).

**Albert v. Schirnding**, Studium der Klassischen Philologie und Germanistik in München und Tübingen, arbeitete als Lehrer an einem Münchner Gymnasium. Verfasser von Lyrik und Essays; regelmäßiger Mitarbeiter der ›Süddeutschen Zeitung‹. Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in München und der Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Mainz sowie des PEN. Johann-Heinrich-Merck-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und Friedrich-Baur-Preis der Bayerischen Akademie der schönen Künste.

## Mitglieder des Stiftungsrates

**Egon Ammann** †, Verleger, Publizist und Herausgeber.

Auszeichnungen u.a.: Magma-Preis (1986), Zurlauben-Preis (1993), Prix Max Petitpierre (1997), Aargauer Kulturpreis (2000), Deutsches Bundesverdienstkreuz I. Klasse (2001).

**Wolfgang Mettmann** hat von 1970 bis 1980 für Joseph Breitbach gearbeitet und verwaltet den literarischen Nachlass. Arbeitet freiberuflich als Korrektor für Unternehmen, Verlage und als Schlussredakteur.

**Dr. Peter Ritter**, fürstlicher Justizrat, seit 1964 als Rechtsanwalt tätig. Ehrungen: 1980 Komturkreuz mit Stern, durch SD Fürst Franz Josef von und zu Liechtenstein; seit 1984 Ehrenmitglied des Liechtensteinischen Olympischen Sportverbandes.

**Petra Plättner und deivis aronaitis design I dad I**

In einer Auflage von 500 Exemplaren gedruckt bei  
Verlag und Anzeigenagentur Schaus, Büttelborn

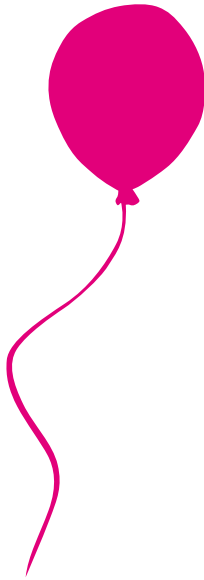
ISBN ISBN 978-3-9818662-3-0

© 2019 Akademie der Wissenschaften und der Literatur | Mainz  
und bei den Autoren

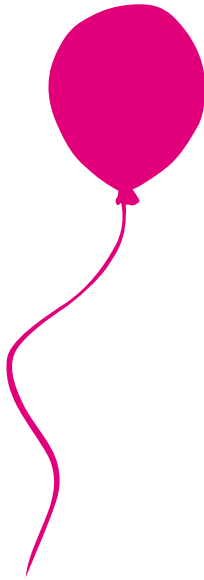
JOSEPH-BREITBACH-PREIS 2018

Franz Haas • Laudatio  
*Der stille Anverwandlungskünstler*

Arno Geiger • Dankrede  
*Unwiderlegbar ist die Gestalt*



AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DER LITERATUR | MAINZ  
STIFTUNG JOSEPH BREITBACH



JOSEPH-BREITBACH-PREIS 2018

Franz Haas • Laudatio  
*Der stille Anverwandlungskünstler*

Arno Geiger • Dankrede  
*Unwiderlegbar ist die Gestalt*

AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN UND DER LITERATUR | MAINZ  
STIFTUNG JOSEPH BREITBACH